

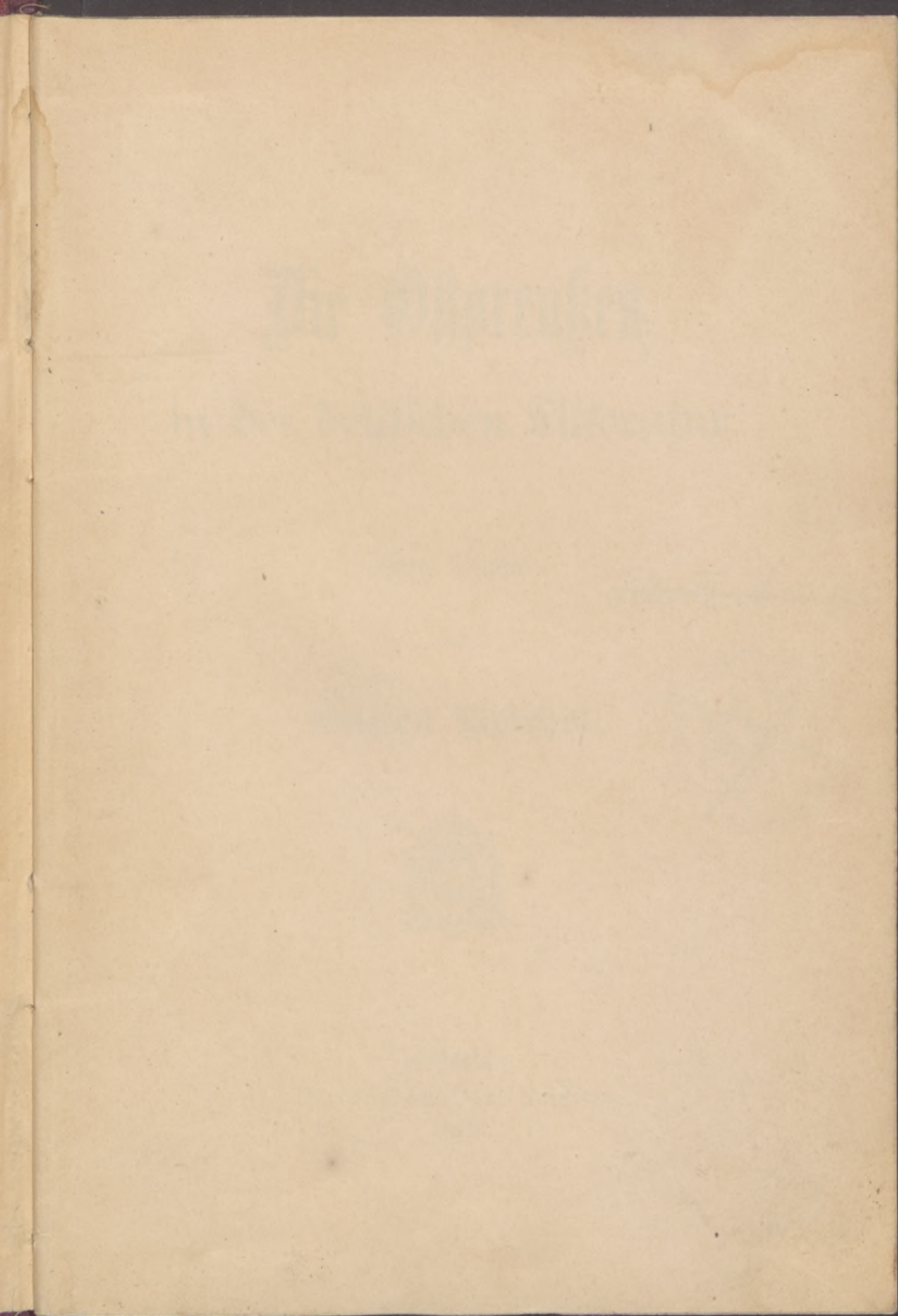
Biblioteka
U. M. K.
Toruń

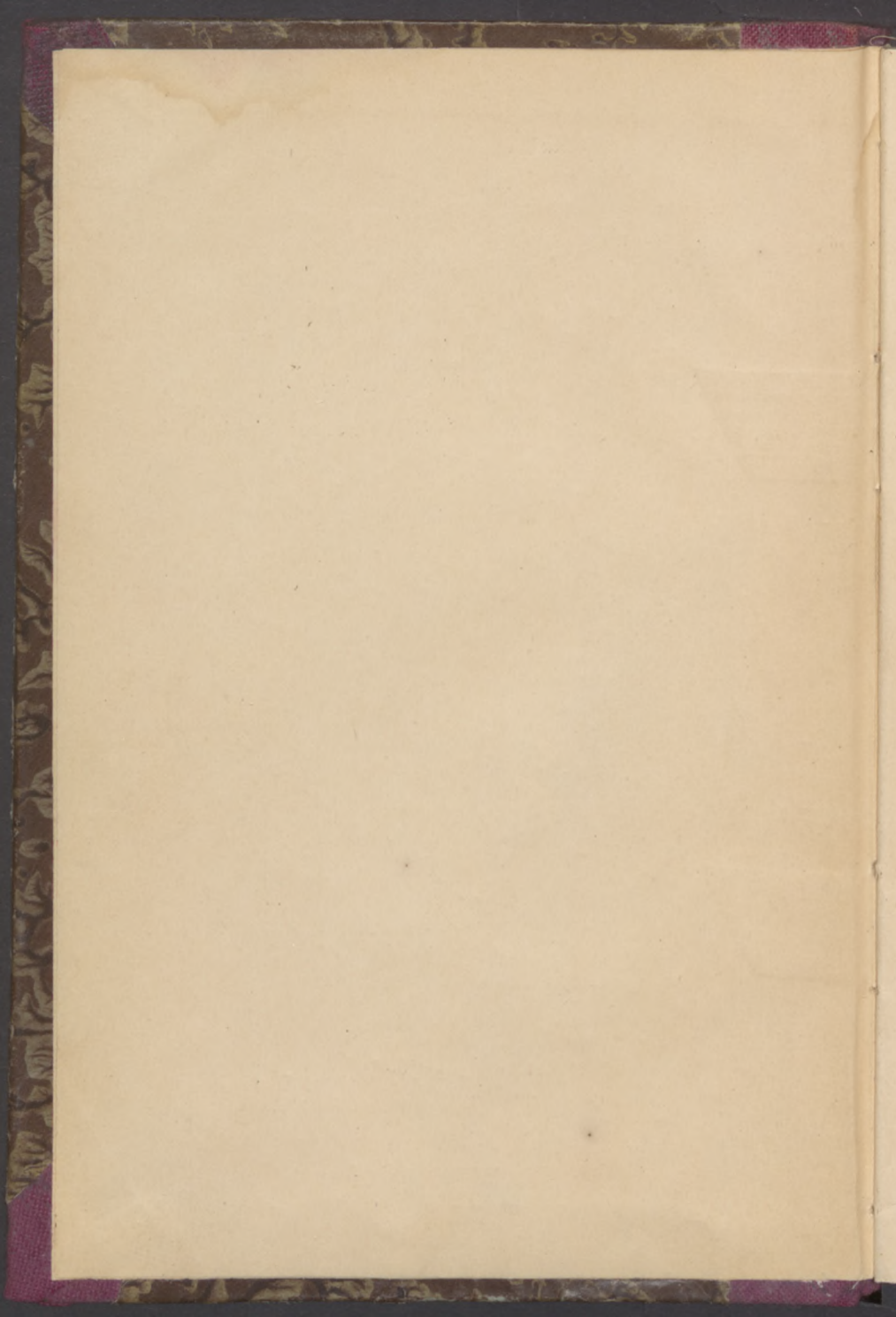
146204

23 II

-in der Bibliothek.

18. 7. 1929.





Die Ostpreußen

in der deutschen Litteratur.

Eine Studie

Fidei VII. A. C. 177

von

Eugen Reichel.



Leipzig,
Verlag von Carl Reifner.
1892.



146.204



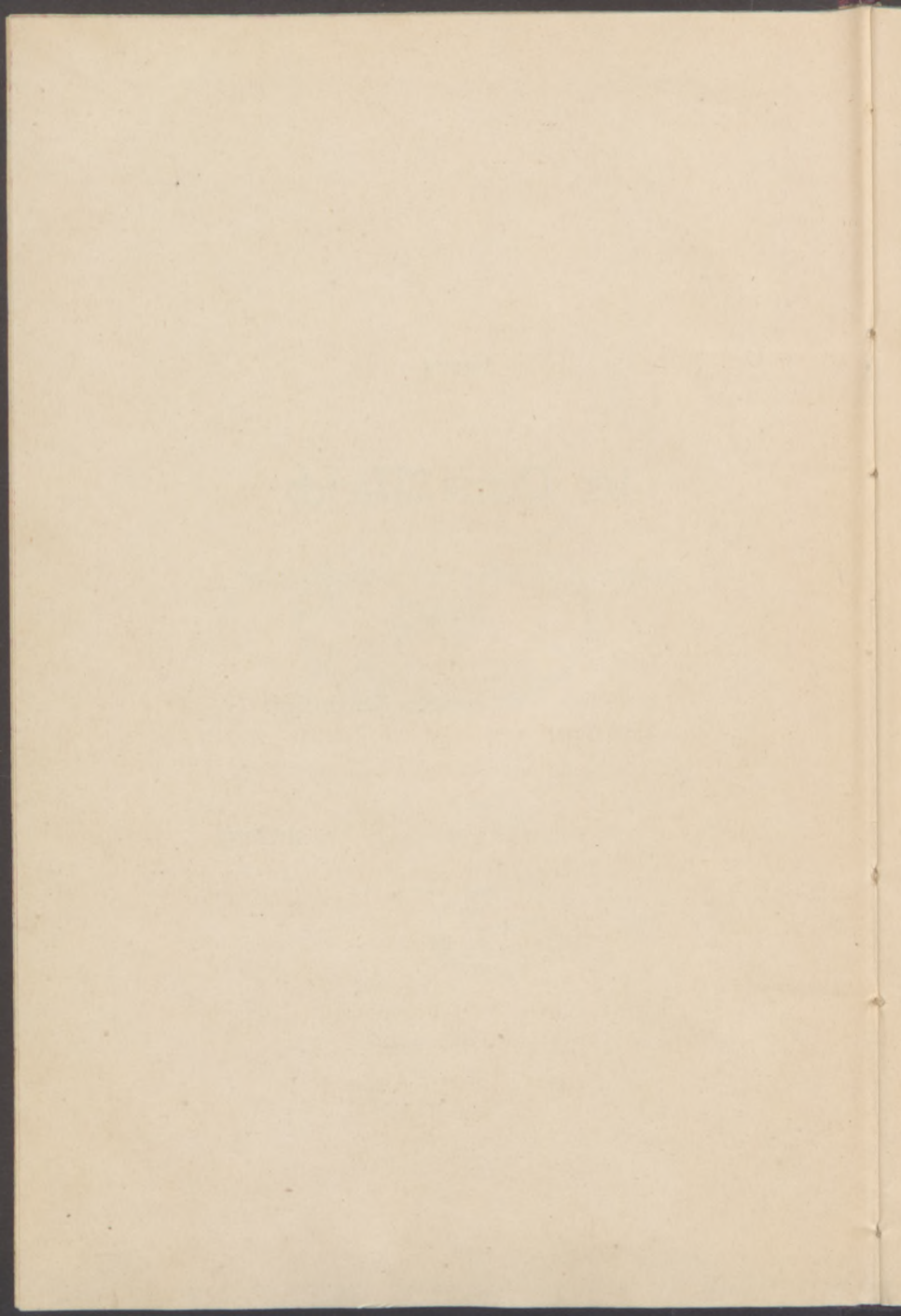
Herrn

Dr. Paul Mirsch

Redakteur der „Hamburger Nachrichten“

in herzlichster Freundschaft

gewidmet.



Widmung.

Ich stand allein — ich hatte die kühnste That,
Kampflustig streitend gegen ein Götzenbild,
Gewagt mit wahrheitsfrohem Freimut,
Ohne zu fürchten die Schriftgelehrten.

Ich stand allein — ich spähte verlangend aus
Nach Streitgenossen — aber sie blieben fern!
Eugreichen Spott nur, Haß und Ächtung
Früchtete mir das verwegene Wagnis.

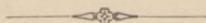
Ich stand allein — ich sah die gemeine Not
Unheimlich nahen — klarer und klarer bald
Erkannt' ich bangend mein Geschick und
Wurde des trügenden Hoffens müde.

Ich stand allein — da führte die Fügung mich
Zu Dir, dem Guten, Edelgesinnten, hin —
Da fand ich Liebe, Rat und Beistand,
Freudiges Wollen und frohen Anteil.

Wenn wieder neu das lachende Sonnenlicht
Zum erstenmal die wintergequälte Welt
Begrüßt mit warmen Lenzesküssen,
Freude verheißend und frisches Blühen —

Kaum kann es tiefer, mächtiger kaum das Herz
Der Erde rühren, Teurer! als mich Dein Gruß,
Dein liebevolles, treues Wesen,
All' die Beweise von Güte rührten.

Wie Viele gehn von dannen und suchten stets
Umsonst nach Dem, der ihnen das höchste Gut
Gespendet hätte: Mannesfreundschaft! —
Preise mich glücklich, o Freund — ich fand ihn!



Vorbemerkung.

Die nachfolgende, als kleinerer Essay zuerst in den „Hamburger Nachrichten“ erschienene Schrift will große litterarhistorische Ansprüche weder herausfordern noch befriedigen; sie ist in ihrem historisch=biographischen Teile durchaus Skizze und greift nur in ihren kurzen kritischen Sätzen auf ein höheres Gebiet über. Allerdings befeelt den Verfasser der Wunsch, daß die Leser gerade diesen kritischen, zuweilen den hergebrachten Anschauungen arg wider=sprechenden Äußerungen ihre nachdenkende Aufmerksamkeit zuwenden möchten; und namentlich die Betrachtungen über Gottsched, dessen Bild uns Nachgeborenen völlig verzerrt überliefert wird, scheinen ihm der ernstesten Beachtung würdig. Doch alles das streift nur den Zweck, welchen der Verfasser mit dieser Studie verfolgt — dieser Zweck selbst besteht vielmehr einestheils darin, die Blicke der deutschen Nation auf die Gruppe der ostpreussischen Litteratur=heroen zu lenken, andernteils und hauptsächlich aber darin, den litterarisch tätigen Söhnen dieses deutschen Grenz=

landes die ganze Bedeutung ihrer produktiven Stammesangehörigen zum klaren Bewußtsein zu bringen und ihren litterarisch-künstlerischen Bestrebungen eine zielbewußte Richtung zu geben.

Gerade gegen das litterarische Ostpreußentum, über dessen mächtige, maßgebende Wirksamkeit man sich wol noch niemals klar geworden ist, herrscht in allen Kreisen unserer Nation, ja bei den Ostpreußen selbst, das ungünstigste Vorurteil; und nicht selten kann man die Ansicht aussprechen hören, daß die litterarischen Ostpreußen nur eine dürftige Rolle spielen und immer spielen werden, weil ihre natürliche kärgliche Begabung sie daran hindere, die Höhen der geistigsten aller Künste zu erreichen. Ich hoffe, daß man nach Durchlesung dieser Schrift anderer Meinung werden wird; ich hoffe aber auch, daß die jungen und jüngsten Schriftsteller und Dichter Ostpreußens fortan ein deutliches Bild von den Leistungen ihrer engeren Landsleute in sich lebendig erhalten und nie aufhören werden, mit Geisteskraft und charaktervoller Mannhaftigkeit ihren Vorgängern nachzustreben zum Heile der nationalen deutschen Litteratur.

Sollten die Gelehrten irgend etwas aus meiner Einzelbetrachtung lernen wollen, so wäre es dies: endlich mit dem Schreiben großer, womöglich das ganze Gebiet der Weltlitteratur umfassender Compendien aufzuhören. Diese Art der Buchmacherei hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, sowol bei uns als auch anderwärts eine durchaus scholastische Litteraturgelehr-

samkeit großzuziehen und eine Oberflächlichkeit in der Beurteilung von Dichtern und Dichtwerken allgemein zu machen, die mehr und mehr unheilvoll zu werden beginnt. Wer sich irgendwie ernsthaft mit einer bestimmten litterarischen Persönlichkeit beschäftigt, wird stets die peinliche Erfahrung machen, daß das Bild, welches er sich aus dieser Beschäftigung von der Einzelpersönlichkeit notwendig konstruieren muß, kaum irgendwie und oft gar nicht mit dem Bilde übereinstimmt, welches die Litteraturgeschichten uns überliefern. Das dürfte nicht sein; und doch wird es der Fall bleiben, solange unsere Litteraturhistoriker ihre Bücher nur nach den Büchern ihrer Vorgänger zusammenschreiben und kaum dort und hier aus eigener, meist auch nur höchst flüchtiger Bekanntschaft mit einzelnen Werken heraus urteilen. Die Kraft des Menschen ist sehr beschränkt — und kein Mensch ist im Stande, auch nur die Litteratur eines Volkes klar zu übersehen — ja selbst schon die gründliche Bekanntschaft mit einem Goethe, einem Kant, Herder und Hoffmann setzt ein Studium voraus, zu dessen gewissenhafter Erledigung ein Menschenleben zur Not ausreicht.

Darum sage ich: fort mit dieser veralteten Art der Litteraturgeschichtschreibung. Wer das Ganze einer Litteratur übersehen will, der begnüge sich mit Werken in der Art von Gödkes „Grundriß“ — in allem Andern halte man sich an Monographien oder an ausgeführtere Litteraturskizzen einzelner Stammgruppen. Man schreibe

weder „allgemeine Geschichten der Litteratur“, noch französische, englische, deutsche und dergleichen mehr Litteraturgeschichten, sondern Einzelgeschichten der litterarischen Entwicklung einzelner großer Persönlichkeiten oder einzelner Volksstämme, so der Bayern, Österreicher, Schwaben u. s. w. Nur auf diese Weise kann uns geholfen, nur so kann Licht und Schatten auf diesem Gebiete richtig verteilt werden.

Wenn ich aus meinen Erfahrungen schließen darf, so glaube ich, daß die große Mehrzahl unserer mittel- und süddeutschen Brüder bei dem Gedanken an Ostpreußen eine Art von Gruseln befällt. Der Franke, Rheinländer, Bayer, Österreicher, sie machen sich die seltsamsten Vorstellungen von diesem fernab liegenden rauhen Grenzlande; und nicht wenigen mag es schwer genug fallen, dieses arme, nur durch einen keineswegs hervorragenden Handel, durch etwas Industrie, Viehzucht und Landwirtschaft sich aufrecht haltende, dünn bevölkerte Ursprungsland des hohenzollernschen Königthums noch zu Deutschland rechnen zu sollen. Es ist freilich wahr — Ostpreußen liegt auch im Zeitalter der Eisenbahnen immer noch weit ab von den Herzregionen des Deutschen Reiches; von der Natur und seiner Staatsregierung stiefmütterlich bedacht, hat es nichts, womit es vor einer staunenden Menge prunken könnte. Aber seine Bewohner sind fleißige, bei aller Knorrigkeit und oft schwerfälligen Rauheit gutmütige und, was mehr sagen will, charaktervolle Menschen, wol auch Riesen; ihr Blick, von jeher gewöhnt, über weit ausgedehnte

Flächen zu schweifen, ist scharf und hell, während ihre Seele von heimatlichen Nebeln in phantastische Träume gewiegt wird, ihr Geist unter dem vielbewölkten Himmel gern in schwermütiges Brüten versinkt. Sie haben nichts von der brandenburgisch-berlinischen „Schneidigkeit“ an sich, besitzen aber eine gute Dosis gesunden Verstandes, viel Gemüt und zeichnen sich in politischen und religiösen Dingen durch großen Freimut aus, da es ihnen beschieden war, am spätesten von allen deutschen Stämmen das Unterwürfigkeit und mannesunwürdige Demut predigende Christentum anzunehmen, sodaß dieses asiatische Seelenmanna ihnen nicht sehr tief ins Blut einzudringen vermochte. Von Hause aus litauischen (baltischen) Stammes, vermischten die seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. in den Tiefebene des Pregel, der Memel und Alle ansässigen, durch die Ordensritter nach und nach bis auf ein Häuflein ihrer intelligentesten, durch Herzog Albrecht den Studien zugeführten Vertreter ausgerotteten Pruzzen im Laufe der Zeit sich vielfach mit Rheinländern, Franken, Salzburgern, Niederländern, sogar mit Franzosen, Schweizern und Schotten, meist mit solchen Angehörigen dieser Stämme und Völker, die wegen keizerlicher Gesinnung ihre Heimat verlassen mußten, also auch wieder mit freidenkenden, charakterstarken, stolzen Naturen, welche dann zugleich das reichere, bewegtere Geistesleben, das feuriger pulsierende Blut ihrer Nationalität oder Stammesgenossenschaft mit herüberbrachten. Dieses Völkergemisch hat sich dort oben zu einer im

bevorzugten Sinne deutschen, wengleich des litauisch-slavischen Elementes auch heute noch nicht ganz entbehrenden Gesellschaft verdichtet, zu einem lebendigen Bollwerke wider das kultur- und freiheitfeindliche Ruffentum. Der Patriotismus, welchen Lichtenberg in einem Briefe an Kant (9. Dezember 1798) den Ostpreußen nachrühmte, ist immer noch in ihnen lebendig und wird hoffentlich noch für Jahrhunderte vorhalten, um zu verhindern, daß „Asien über die Grenzen von Kurland vorrücke,“ wie Lichtenberg in demselben Schreiben meinte.

Von diesem Volksstamme ist aber trotzdem wenig Gutes in die Weite gedrungen; nur die Königsberger sind durch ihren vielbegehrten Marzipan und die weniger süße „Kritik der reinen Vernunft“ zu einer Art von internationaler Berühmtheit gelangt. Und doch haben die Ostpreußen gerade auf einem Gebiet, wo man sich dessen kaum oder gar nicht bewußt ist, Bedeutendes geleistet auf dem Gebiete der Litteratur.

Allerdings, wenn man die zahlreichen Blätter unserer Litteraturgeschichte flüchtig übersieht, so wird man es kaum gewahr, daß auf ihnen auch Ostpreußen ihre Namen eingezeichnet haben. Wohin wir blicken, überall stoßen wir auf Schwaben, Franken, Bayern, Österreicher, Sachsen, Thüringer, Schlesier, Brandenburger, Holsteiner, Mecklenburger, Hessen, Rheinländer, Schweizer, Hamburger, Bremer und Lübecker. Dazu kommt, daß in Süd- und Mitteldeutschland die Poesie schon recht erfreuliche Blüten trieb, als Ostpreußen noch ohne

jedes geistige Leben war, daß erst an der Schwelle des siebzehnten Jahrhunderts diesem spät und langsam sich entwickelnden Volksstamme ein Dichter geboren wurde und zwar, wie es nicht anders sein konnte, ein Dichter, mit welchem sich nicht viel Staat machen ließ. Als dann jedoch die deutsche Litteratur in ihr reiferes Jugendalter trat, regte sich's auch in der fernen Ostmark, die nicht nur eingewanderten Dichtern und Denkern eine dem Weltlärm entrückte Arbeitsstätte bot, sondern ebenso sehr auch schöpferische Geister in sich heranbildete und dem weiteren Vaterlande zum Geschenk machte. Wol ist die Zahl der Litteraturnamen Ostpreußens nicht groß; dafür wiegen aber einzelne dieser Namen um so schwerer. Auch hat die kleine Schar dieser ostpreußischen Geistesritter sich nach den verschiedensten Richtungen hin betätigt; es giebt unter ihnen Vyriker, Epiker, Dramatiker, Romandichter, Novellisten, Satiriker, Philosophen, Dramaturgen, Kritiker, Historiker, politische Schriftsteller und Publizisten, sogar ein echter und rechter Hofsopet findet sich vor — und alle haben in ihrer Art Hervorragendes geleistet.

Werfen wir nun einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf diese in ihrer durchaus merkwürdigen Gesamtheit noch nie zum Gegenstand einer Betrachtung gewordenen Ostpreußen unserer Litteratur.

Ich habe schon gesagt, daß an der Schwelle des siebzehnten Jahrhunderts der zeitlich erste Dichter Ostpreußens auf die Welt kam und zwar, wie sich's ge-

hört, in Königsberg, der politischen und geistigen Hauptstadt des Landes, der Geburtsstätte der ersten preussischen Universität, welche seit 1544 die Fackel des Geistes weithin leuchten ließ, und an der späterhin Männer wie Kant, Herbart, Überweg, Rosenkranz lehrten. Dieser erste Lyriker Ostpreußens hieß Robert Roberthin, ein durch viele Reisen gebildeter Weltmann, ein streng geschulter Philolog und Historiker, ein ausgezeichnete Jurist und Staatsmann, ein gründlicher Kenner der wichtigsten europäischen Sprachen und Litteraturen. Er verfaßte als „kurfürstlicher Rat, auch Ober- und Regiments-Sekretarius“ eine Reihe von Liedern für den „Königsberger Verein“, die zwar heute kein Interesse mehr beanspruchen können, ihm jedoch damals den Ruf eines hochbegabten Dichters und die Freundschaft der bedeutendsten Dichter und Gelehrten Europas eintrugen. Sein schönstes Verdienst aber besteht darin, daß er den jüngeren Simon Dach in die moderne Litteratur einführte, ihn zu poetischen Versuchen anregte, seinen Geschmack veredelte, ihn zu einer freieren, edleren Weltanschauung und zur dichterischen Subjektivität erzog. Ihm haben wir es, wie Österley treffend bemerkt, hauptsächlich zu danken, daß der einfache Domschulkollaborator ein Verskünstler und Dichter wurde. Er starb 1648 in Königsberg, ohne eine Sammlung seiner Dichtungen zu hinterlassen.

Wenn diesem in mancher Beziehung an Albrecht von Haller gemahnenden Gelehrten bedeutsame dichter-

terische Leistungen nicht glückten, so war dagegen sein Freund, der am 29. Juli 1605 zu Memel geborene Simon Dach, ein wirklicher Poet; und in ihm erstand der Ostmark Deutschlands der erste wahrhaftige Dichter — ein Dichter, den man zuweilen überschätzt, aber auch oft unterschätzt hat. Wol war Opitz ihm in der neuen lyrischen Dichtkunst vorangegangen; wol war Flemming das größere, vielseitigere, urwüchsigere Talent. Aber für sein engeres Heimatland blieb Simon Dach trotzdem ein schöpferischer Meister, und weder Opitz noch Flemming haben Lieder geschaffen, welche sich den besten Dachs an die Seite stellen lassen. Die beschränkten Verhältnisse, in die er zeit lebens gebannt war (selbst als Professor hatte er nur ein Jahreseinkommen von 100 Talern nebst etwas Holz und Korn, sodaß er dauernd zu Lohnarbeiten gewöhnlicher Art sich gezwungen sah), verhinderten allerdings eine volle Entfaltung seines Talent; aber was er trotzdem in einem verhältnismäßig kurzen Leben leistete, war derart, daß Österley ihn mit gutem Rechte „einen Lyriker ersten Ranges sowol im weltlichen wie im geistlichen Gesange“ nennen durfte. In seinen geistlichen Liedern steht er so hoch, daß ihn selbst Gerwinus, der von seiner Abneigung gegen das litterarische Ostpreußentum nirgends ein Hehl macht, „dicht bei Paul Gerhard“ stehen läßt; und doch sang Gerhard seine schönsten Lieder 20 Jahre später als Dach. Bedeutender noch ist er im weltlichen Liede; auch in dieser Gattung

spendet ihm Gervinus das denkbar höchste Lob, wenn er, nicht ohne Grund, behauptet, daß man Dachs Naturlieder „unter Hagedorns Gedichten nicht sehr fremd finden würde,“ also unter den Gedichten eines Poeten, der 100 Jahre nach dem schlichten Memeler seinen köstlichen Gesang anstimmte. Dachs ist als Dyrker subjektiv im ganz modernen Sinne, entwickelt aber in seiner subjektiven Sphäre so viel Objektivierungsvermögen, daß es nicht nur für seine Zeit in hohem Grade erstaunlich ist. In nicht wenigen seiner Gedichte entzückt uns eine feste und zugleich edle Sinnlichkeit, wie z. B. in den köstlichen „Frühlingsgedanken“:

„Ich ging in diesen Tagen
Vors Friedeländer Thor . . .“

Hier, wie in anderen Gedichten werden wir (und das ist auch ein ganz moderner Zug, den wir selbst noch zuweilen bei Goethe vermissen) in eine wirklich bestehende, den Dichter leibhaftig umgebende Lokalität versetzt und zwar nach Königsberg (das er einmal das „Wohnhaus der Musen“ nennt) und seinen landschaftlichen Gefilden. An diese heimatlichen Stätten denkt er, wenn er singt:

„Die Luft hat mich gezwungen,
Zu fahren in den Wald . . .“

oder:

„Wenn ich in dem Wiesenschnee
An des Pregel's Rande geh' . . .“

oder:

„Jetzt schlafen Berg und Feld,
Mit Reif und Schnee bedeckt . . .“

Ideale Landschaften und erträumte Fluren suchen wir bei ihm ebenso vergebens wie arkadische Schäfer.

Wol ist die Zahl seiner vorzüglichen Gedichte nur klein; aber einige von ihnen, so z. B. die auch heute noch lebendigen Lieder:

„Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann;“

und:

„Anke von Tharau ös, de my gefällt,“

sind für jene Zeit etwas geradezu Einziges. In allen Gedichten Dachs herrscht zudem etwas, das dem berühmteren Opitz und dem größeren Flemming, von allen anderen Nachfolgern des Bunzlauers ganz zu schweigen, fehlt: Musik. In dieser Beziehung erreicht ihn kaum der fast 100 Jahre jüngere Günther. Dach war wirklich ein Sänger, die erste Lerche des unter den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges aufdämmernden, aber noch lange sonnenlos bleibenden neuen Litteraturtages. Das soll unvergessen bleiben.

Wesentlich unbedeutender als Dach erscheint der 1654 in der Copernicusstadt Frauenburg geborene preußische Hofrat Johann von Besser, dessen Gedichte allerdings von Leibniz und anderen seiner Zeitgenossen hoch gepriesen wurden, und dessen kleine, meist erotische Poesien wirklich viel Grazie atmen.

Im achtzehnten Jahrhundert tritt uns nun zuerst die ehrwürdige Gestalt des am 2. Februar 1700 zu

Zuditten bei Königsberg geborenen Reformators Johann Christoph Gottsched entgegen, einer der wenigen Litteraturmänner, welche das Unglück hatten, zuerst überschwänglich verehrt und geliebt, dann leidenschaftlich gehaßt und zuletzt gründlich verachtet zu werden. So ist es denn seit anderthalb Jahrhunderten Mode, über Gottsched zu lachen; und wenn das naive Fräulein Ilse Frapan in ihren „Wißer=Erinnerungen“ schildert, wie kindisch es im Kollegio des weiland berühmten Professors der Ästhetik und Litteraturgeschichte zugeing, als er auf „die alte Perücke“ zu sprechen kam, so wundert man sich darüber ebensowenig, wie etwa darüber, daß einer der jüngsten Landsleute des vielverlästerten Mannes, der sonst so treffliche und maßvolle Paul Schlenker, in seiner Schrift „Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie“ (1886 Berlin, W. Herz) den Altmeister kurzweg als „geistlos“ brandmarkt und von der Höhe seiner Buchgelehrtheit hinab den „herrschsüchtigen Buchgelehrten“ überlegen belächelt. Ich sage, man wundert sich über das alles nicht; denn auch heute noch gilt wie ehemals der Name Gottscheds als „das Symbol der Geschmacklosigkeit und der beschränktesten Einsicht.“

Es kann nun allerdings nicht meine Absicht sein, hier umständlich auf diese, für unsere neuere Litteratur so höchst bedeutame Persönlichkeit einzugehen; aber ebensowenig mag ich es unterlassen, kurz auf das hinzuweisen, was die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts ihm verdankte.

Nachdem der ehemalige Litteraturpapst 150 Jahre lang verachtet und verhöhnt worden ist, sollte man noch nunmehr sich darauf besinnen, daß dieser Ostpreuße es war, der uns die arg in Verwilderung geratene Schriftsprache Luthers für die Litteratur neu eroberte, sie reinigte und veredelte; der uns die moderne Bühne gründete, die schrecklichen „Haupt- und Staatsaktionen“ und den vielleicht noch schrecklicheren Hanswurst mit der alten Stegreiffchauspielerei abgewöhnte und ein verständiges, wenn auch den Franzosen nachgebildetes litterarisches Drama schuf; der allen Schwulst, alle Unnatur aus unserer geschmacklos und roh gewordenen Poesie verbannte, ihr junge, nach Natürlichkeit strebende Talente zuführte und ein gebildetes Publikum eroberte. Wir Schriftsteller im besondern sollten es ihm nie vergessen, daß er mit seinem stolzen Selbstbewußtsein, mit seiner charaktervollen Würde den ganzen Schriftstellerstand adelte. Daß er einseitig und eigensinnig war und es immer mehr wurde, je wütender man auf ihn einschlug — wen darf es wundern? Ein Mann, der so viel zu leisten hatte, wie Gottsched, mußte selbstbewußt bis zum Eigensinn und bei aller geistigen Beweglichkeit starr bis zur Unbelehrbarkeit sein, — er hatte ein wohl erworbenes Recht, sich von den Jüngeren, die ihm doch schließlich so gut wie alles verdankten, nicht belehren zu lassen. Ohne die Eigenschaften, welche ihn in der zweiten Hälfte seines Lebens so tief in der Gunst der Zeitgenossen fallen ließen, hätte

er die für unsere damaligen völlig zerfahrenen Litteraturzustände so notwendige und heilsame diktatorische Gewalt gar nicht ausüben können. Er war der große litterarische Zuchtmeister unserer Nation, und das macht ihn zu einer so denkwürdigen Erscheinung. Daß er den Weg nicht vorherseh, den die deutsche Poesie mit Goethe nehmen sollte, gereicht ihm schwerlich zur Schande, um so weniger als auch selbst ein Lessing für den jungen Frankfurter kein Verständniß zeigte; aber es gereicht ihm zur unverweklichen Ehre, daß er die Grundlagen schuf, auf denen sich die deutsche Litteratur in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu einer so stattlichen Höhe erheben konnte. Daß er vor Shakespeare warnte, trug vielleicht am meisten dazu bei, ihn bei den Schwärmern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in Verachtung zu bringen; — das zwanzigste Jahrhundert wird auch in dieser Beziehung anders und gerecht über ihn urteilen. Es wird lernen, zu dem edlen Manne, welchem „zuerst die Idee von einer deutschen Gesamtlitteratur aufging“ (Koberstein), mit all der Hochachtung emporzublicken, deren er würdig ist wie kein anderer Vorgänger der eigentlichen Heroen unserer klassischen Litteraturperiode, der Herder, Goethe und Schiller. Es wird sich daran erinnern, daß dieser große Patriot nicht nur das alte deutsche Singspiel der italienischen Oper mit ihren unsinnigen Texten als etwas Besseres und vor allen Dingen dem Genius unserer Nation Gemäheres entgegenstellte und es lebhaft be-

klagte, daß wir nicht auf dem Wege weitergegangen waren, den die heimische Oper um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eingeschlagen hatte — sondern auch unermüdtlich daran arbeitete, „unsern in ausländische Sachen verliebten großen Herren endlich einen Begriff von deutschen Schauspielen beizubringen.“

Wol wird berichtet, daß Lessing, als er gefragt wurde, welche Verdienste Gottsched um die deutsche Bühne gehabt hätte, zur Antwort gegeben: „Keine!“ Aber eine gerechte Nachwelt wird auch dieses in seiner anspruchsvollen Kürze fast komisch wirkende Urtheil abweisen und den Ostpreußen, der als Erster an der Neuschaffung eines litterarisch veredelten deutschen Theaters sich abmühte, möglichenfalls höher schätzen, als den beweglichen Oberlausitzer, der doch kaum ein Verdienst daran hatte, daß er, nachdem er von Gottsched genug gelernt hatte, einem Diderot nachtreten konnte.

Auch über die landläufige, durch den leichtfertigen Gervinus verbreitete Ansicht, daß Gottsched „mit dem Worte Einbildungskraft den Begriff der Ausschweifung des Geistes, des Wahnwitzes, der Lüge verband,“ daß er „keinen Begriff von einem freien Wachstume der Poesie hatte,“ wird man zur Wahrheit fortschreiten und sich die Sätze Gottscheds gesagt sein lassen, die wir im zweiten und elften Hauptstück seiner „Kritischen Dichtkunst“ finden, und die also lauten: „Ein Poet muß sowol als ein Maler, Bildschnitzer u. s. w. eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsinnigkeit und einen großen

Witz schon von Natur besitzen, wenn er den Namen eines Dichters mit Recht führen will“ . . . „Er muß auch verständig denken, wie jeder andere Mensch, und als ein ausgezeichnete Mensch in besonderem Grade. Allein das unterscheidet ihn noch nicht. Das Unterscheidende ist eine besondere Gemütskraft, Witz und Phantasie.“

So stellte sich dieser „Enthusiast ohne Phantasie“, dieses „tonlose Gemüt“ den Dichter vor, von dessen Werken er „Nachahmung der Natur“ forderte!

Abgeschmackt wäre es, heute in Gottsched noch etwas anderes als eine historische Persönlichkeit sehen zu wollen. Von uns, die wir auf ganz andern Pfaden wandeln, zu ihm führt kaum noch irgend ein betretbarer Steg; er ist und bleibt eine abgetane Größe — aber wohl verstanden: doch immer eine Größe; und die Achtung vor uns selbst sollte uns davon zurückhalten, über den merkwürdigen Mann zu urteilen, wie einst im Streit des Tages der ebenfalls längst abgetane A. G. Baumgarten und nach ihm die Züricher und nach ihnen endlich der helbische Lessing über ihn abgeurteilt haben. Sein Verdienst um unsere Pitteratur ist kaum hoch genug zu schätzen, und wir, die wir heute auf den Schultern der Schüler seiner Schüler stehen, sollen es nicht vergessen, den Hut ehrerbietig vor ihm abzunehmen — das wird uns noch mehr zur Ehre gereichen als ihm, der seine Schuldbigkeit für unsere Nation längst getan hat und nicht mehr darnach zu fragen braucht, ob man



pietätlos über ihn lacht oder mit Ehrerbietung seines umfangreichen und segensvollen Wirkens gedenkt.

Wenn man Gottscheds Wesen und Bedeutung mit wenig Worten schildern will, so wird man sagen müssen: er war kein Künstler, aber ein von patriotischer Begeisterung getragener hoch hervorragender Schriftsteller und Dramaturg, ein großer Förderer der modernen deutschen Litteratursprache, und, aller Menschlichkeiten ungeachtet, eine noch größere Persönlichkeit — ein zwar weit überholter, aber trotzdem unverrückbarer Markstein in der Entwicklungsgeschichte unserer Litteratur.

Neben Gottsched kommt der am 15. Januar 1736 zu Mohrungen geborene Johann Gottlieb Willamow kaum irgendwie zur Geltung; er ist ein tüchtiger Pyriker und allenfalls dadurch bemerkenswert, daß auch er in einer Beziehung ein Erster war, nämlich als Verfertiger altgriechisch-deutscher Dithyramben. Fast ein Jahrhundert vor Platen schon mühte sich dieser „deutsche Pindar“ damit ab, hervorragende Persönlichkeiten der neueren Geschichte im Pindariſchen Hymnenstil zu feiern — ein zweckloses Bemühen, um so zweckloser, weil die Fähigkeiten des anmutigen Fabeldichters nicht ausreichten, seine künstlichen Strophen mit wahrer Empfindung und wertvollem Gedankeninhalte zu beleben, aber doch ein erster Versuch auf einem Wege, der ja wol auch einmal gegangen werden mußte, um seine Unwegsamkeit und Unbrauchbarkeit erkennen zu lassen.

An die weltberühmte Gestalt Kants, des großen

revolutionierenden Philosophen, brauche ich hier nur zu erinnern und höchstens noch darauf hinzuweisen, daß dieser, am 24. April 1724 geborene größte Sohn Königsbergs der erste Vorgänger Darwins und als Schriftsteller, trotz aller gegenteiligen Behauptungen, ein Meister des Stils und der Sprache war.

Fast Altersgenosse mit ihm und in entscheidenden Prinzipien sein erbitterter Gegner, ist der Mann, welchen Heinrich Kurz die seltsamste und bedeutungsvollste aller merkwürdigen Erscheinungen der deutschen Litteratur nennt: Johann Georg Hamann, der „von seinen Zeitverwandten nicht verstandene und dafür gemißhandelte“, späterhin aber berühmt gewordene „Magus im Norden“. Ebenfalls in Königsberg geboren (am 27. August 1730) war dieser „hellste Kopf seiner Zeit“ (Goethe) ein wirkender Faktor ersten Ranges. Gervinus nennt ihn wol einen „falschen Gözen“, aber auch das „eigentlich negative Prinzip unserer alten Litteratur gegenüber“, dessen Schriften, „wie ein Sauerteig in die Nation geworfen, eine nötige Gährung im Ganzen hervorbrachten“. Gervinus bezeichnet diese Schriften allerdings zugleich als „ungenießbar“; der Kenner Hamanns wird diesem Urteile jedoch nur in bedingtem Sinne zustimmen; und Hamanns neuester Beurteiler, Jacob Minor,*) stellt denn auch, ohne sich kritikloser Über-

*) Joh. G. Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode. Frankfurt a. M. 1881.

schätzung schuldig zu machen, die folgenreiche Bedeutung der litterarischen Leistungen dieses hartköpfigen, verstandesklaren und Leidenschaft lodernden Ostpreußen aufs neue fest. Als theologisch-philosophischer Schriftsteller war dieser „Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regel und Muster“ (Gerwinus) ein Revolutionär, der die engen und beengenden Schranken des damaligen orthodoxen Schulsystems mit größter Kühnheit und Entschiedenheit durchbrach. Als Philolog und Ästhetiker gab er den Anstoß zu der Bewegung in unserer Litteratur, welche diese völlig umgestaltete. Herder, Goethe, Jacobi, Claudius, Lavater, Jean Paul sind mehr oder weniger durch seinen Einfluß die litterarischen Persönlichkeiten geworden, als die wir sie kennen; ja, selbst die deutsche Romantik hat in Hamann ihren eigentlichen Urheber zu verehren. Wenn Simon Dach in richtiger Empfindung sich still an das deutsche Volkslied anlehnte, so trat Hamann mit aller zielbewußten Entschiedenheit für das vergessene Volkslied in die Schranken. Ihm galt die Volkspoesie als „die Göttersprache“; er nannte sie begeistert „die Muttersprache des menschlichen Geschlechtes“ und „eine natürliche Art von Prophezeiung“. Die Poeten ehrte er als diejenigen, die uns „die Denkungsart und die Neigungen der Menschen und eines Volkes aufschließen, am getreuesten und stärksten malen“. Der deutschen Dichtung eroberte er die Phantasie zurück, welche sie längst verloren hatte; und als der Erste in Deutschland wies

er auf die Wichtigkeit der Kenntniss der Leidenschaften für den Dichter hin. „Leidenschaft giebt Abstraktionen sowol als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge. Wo sind schnellere Schlüsse? Wo wird der rollende Donner der Beredsamkeit erzeugt und sein Gefelle, der einsilbige Blitz?“ ruft er in seiner „aesthetica in nuce“ begeistert aus. Trotz aller Schrullen und Willkürlichkeiten, trotz seines „Heuschreckenstils“ war er ein glänzender Schriftsteller; eine bewegliche, kraftvolle Phantasie verband sich in ihm mit überlegenem Tieffinn, mit schlagendem Witz und leuchtendem Humor zur wundervollen Einheit. Eine Fülle der fruchtbarsten, eigenartigsten und weit voraus eilenden Ideen sprudelte er in seine leider nur wenig umfangreichen Schriften über, die er in einer meisterhaft gehandhabten Sprache verfaßte. Als Sprachkünstler ist er denn auch, abgesehen von allem Andern, geradezu ein Genie und Pfadfinder, sodaß Heinrich Kurz nicht mit Unrecht von ihm rühmen durfte, daß er „den ganzen Reichtum der Sprache, all ihre feinsten und wirkungsvollsten Mittel“ gefamnt und von diesen „selbst viele zuerst entdeckt“ hätte.

Leider gelang es diesem ganz ungewöhnlichen, in den gedrücktesten Verhältnissen lebenden Manne nicht, den reichen Inhalt seines Geistes und Gemütes in größeren Werken niederzulegen; und aus diesem Grunde wurde er weit überstrahlt durch den am 24. August 1744 geborenen glücklicheren Mohrunger Johann Gott-

fried Herder, dessen Einfluß auf die Zeitgenossen denn auch den denkbar höchsten Grad erreichte. Wie man auch über den, seinem größeren Landsmanne Kant feindlich gegenüberstehenden Philosophen Herder denken mag (mir persönlich ist dieser in der Jugend übermäßig erhitzte und im Alter übermäßig abgekühlte Kopf nie sehr sympathisch gewesen), so wird man doch zugeben müssen, daß er ein durchaus ungewöhnlicher Schriftsteller und eine mächtig veranlagte Persönlichkeit war. Ohne selbst ein großer Dichter zu sein, besaß er doch ein ungemein stark und reich entwickeltes Gefühl für Kunst und Poesie und verstand es, in Anderen dieses Gefühl zu erwecken. Nicht zum wenigsten deshalb war die Schwärmerei für Herder im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts fast überall in den Kreisen der deutschen Dichter und Schriftsteller verbreitet; und sie erreichte oft einen Grad, der uns heute kaum verständlich ist und (wie etwa in den überschwänglichen Tiraden Jean Pauls) beinahe geschmacklos erscheint. Aber wenn man auch dem Enthusiasmus Lodernder Köpfe kein allzu-großes Gewicht bei der Beurteilung dieses Schriftstellers beilegen will, so wird man doch die Tatsache für schwerwiegend gelten lassen, daß selbst der große Homerkritiker F. A. Wolf, welcher allen Grund gehabt hatte, sich über vielfache Oberflächlichkeiten und leichtfertig absprechende Redensarten des Verfassers der Schrift „Homer, ein Günstling der Zeit“ zu beklagen, nicht umhin konnte, seinen etwas unwissenschaftlichen Gegner „einen

Mann von großen Verdiensten“ zu nennen und „manche seiner Schriften zu bewundern“ (Äußerung Wolfs in einem 1795 geschriebenen Briefe an Heyne).

Als Dichter kann Herder trotz nicht gewöhnlicher Qualitäten neben den größten dichterischen Gestalten seiner Zeit allerdings kaum in Betrachtung kommen; nur sein „Eid“, der nach einigen spanischen Romanzen, welche Don Rodrigo Diaz von Bivar zum Mittelpunkte haben, bearbeitet wurde, steht als eine Achtung gebietende, ja, in mancher Hinsicht bewunderungswürdige Leistung vor uns und wird zweifellos noch lange in unserem Volke lebendig bleiben. Als Ästhetiker und sachverständiger Kunstenthusiast jedoch war er für seine Zeit eine, man möchte fast sagen Elementarmacht allerersten Ranges. In Vielem wandelte er allerdings nur auf den Bahnen Hamanns; aber es gelang ihm, die Gedanken seines originelleren Landsmannes selbständig zu verarbeiten und in faßbare Form zu bringen. Er wies nicht nur auf die Volkspoesie hin, er forderte auch für die Kunstpoesie durchaus Volkstümlichkeit; er sammelte die „Stimmen der Völker“ und träumte zuerst den schönen Traum eines Weltbürgertums, einer Weltliteratur, der sein niemals übertroffenes und nur selten erreichtes Übersetzungstalent innerhalb des deutschen Sprachgebietes ein großartiges Museum errichtete. Goethe wäre wol schwerlich ohne ihn der Dichter geworden, den wir in ihm verehren. Herder wies ihm den Weg; er befruchtete den jungen Gottschedianer

mit neuen Ideen; er weckte sein Gefühl für die Schönheiten der Volkspoesie und läuterte sein ganzes Wesen. Aus all diesen Gründen läßt sich Herder aus der Entwicklungsgeschichte unserer Litteratur gar nicht wegdenken; er ist neben Gottsched zweifellos die größte, einflußreichste Gestalt der Litteraturepoche, die mit dem Auftreten Gottscheds beginnt und mit Goethes Tode abschließt. Selbst da, wo wir heute noch von Goethe, Schiller und anderen bedeutenden Männern jener Periode zehren, gehen wir eigentlich bei Herder (Hamann) in die Kost — der überwältigende Strom seines adeligen Geisteswesens fließt, von diesen glücklicheren und künstlerisch reicheren Naturen fortgeleitet, bis zu uns herab, und erst die neueste Zeit schießt sich an, dieses Epigonentum zu überwinden.

Aber nicht nur auf litterarisch=ästhetischem Gebiete ist Herder vielfach bahnbrechend gewesen, auch die rein wissenschaftlichen Bestrebungen unseres Jahrhunderts haben von ihm die mächtigste Förderung erfahren. So gab er W. von Humboldt die bedeutsamsten Anregungen für seine sprachgeschichtlichen Studien, Hegel für die Geschichtsphilosophie, Schelling für die Naturphilosophie, Karl Ritter für die wissenschaftlich zu begründende Erdkunde, der späteren Tübinger Schule für die kritisch=historische Bibelforschung; und auch als schöpferisch=reformatorischer Vorkämpfer für die Aufgaben des staatlich=sozialen Lebens hat er sich ebenso große Verdienste um die Fortbildung unseres Volkes erworben

wie als Pädagoge, als der er sein Volk dem Ideal der Menschheit, wie er es zu erkennen glaubte, entgegenzuführen trachtete

So muß Herder eigentlich auf allen Gebieten des neueren Kulturlebens unserer Nation als kühn und zielbewußt vorauseilender Pfadfinder gelten; und wie man auch über einzelne Tendenzen seiner vielseitigen Lebensarbeit urteilen mag (z. B. über seine nicht immer ganz ehrliche und in hohem Grade gehässige Haltung gegen Kant) — die Anerkennung wird man ihm nicht versagen dürfen, daß er einer der geistvollsten, weitestschauenden und anregungsreichsten Männer unseres Volkes, eine Kulturmacht ersten Ranges war.

An Reichtum des Talentes und geistiger Beweglichkeit ebensowenig, wie in dem Umfang seiner Wirkungen auf die Litteratur mit Herder zu vergleichen, ist Theodor Gottlieb Hippel, der am 31. Januar 1741 zu Gerdauen das Licht der Welt erblickte. Aber auch dieser „eigentliche Revolutionär“ (Gervinus) ist nicht nur ein fruchtbarer Schriftsteller, der in seinen Büchern „Über die Ehe“ (1774) und „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ (1792) mit großer Gesinnung als erster in Deutschland für die Emanzipation der Frauen eintrat und in seiner Schrift „Über Gesetzgebung und Staatenwohl“ (1786) ein republikanisches Glaubensbekenntnis ablegte, dessen Grundsätze nicht lange nachher durch die französische Revolution vielfach zur Tatsache gemacht wurden — sondern er ist auch zugleich

der Begründer der deutschen Humoristik, der geistige Vorgänger Jean Pauls. Seine allbekannten und wenig verstandenen „Lebensläufe nach aufsteigender Linie nebst Beilagen A B C (1778—81)“, die er als ein selbstständiger Nachfolger Sternes verfaßte, sind der erste deutsche humoristische Roman, ausgezeichnet durch vorzügliche Charakteristik, durch landschaftliche und gesellschaftliche Schilderungen und durch eine Fülle von Ideen über die verschiedensten Verhältnisse und Einrichtungen des bürgerlichen Lebens seiner Zeit. Selbst Scherer, der auch in seiner Abneigung gegen das litterarische Ostpreußentum durch Gervinus beeinflusst wurde, empfand „etwas Unvergängliches“ in diesem höchst merkwürdigen Romane des „großen Naturevangeliumpredigers“ (Gervinus).

Übrigens hat Hippel sich auch als Dramatiker mit einigem Glück versucht in dem einaktigen Lustspiel „Der Mann nach der Uhr“, das nicht nur seinerzeit viel gespielt wurde, sondern auch 1771 in zweiter Auflage erschien. Man wird kaum widerlegt werden können, wenn man behauptet, daß „Der Mann nach der Uhr“ das erste wirklich lustige Lustspiel ist, das wir Deutsche besitzen.

Alles in allem war Hippel eine höchst bedeutsame Persönlichkeit, und Heinrich Kurz rühmt nicht mit Unrecht von ihm, daß er „eine der merkwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit“ gewesen und an Originalität „nur von wenigen erreicht“ worden sei.

Einer der „Wenigen“, die Hippel an Originalität erreichten, ja noch übertrafen, ist der am 24. Januar 1776 zu Königsberg geborene Ernst Theodor Amadeus Hoffmann — und man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man ihn den überhaupt originellsten Künstler innerhalb der deutschen Litteratur nennt. Dieser ganz eigenartige, seltsam geniale Mensch malt schon als kaum zwanzigjähriger Jüngling seine ersten Gemälde, die freilich ebensowenig vom Publikum beachtet werden, wie seine ersten, kühn angelegten Romane. Dann entwickelt sich sein erstaunliches Talent für Karrikaturzeichnungen, das ihm schließlich seine juristische Karriere für lange Zeit verdirbt. Er wird Komponist und Dirigent, bewirbt sich späterhin erfolglos um einen von Kozebue und Zffland ausgesetzten Preis für das beste Lustspiel und beschließt seine reichbewegte Laufbahn als Novellist. In dieser Gattung entfaltet sich sein erstaunliches Genie am glänzendsten. Was man auch dort und hier an seinen Werken*) aussetzen mag, in jedem Fall ist er der eigenartigste Novellist, den wir besitzen, und in gewissem Sinne sogar der erste Novellist modernen Stils. In der Wirklichkeit ebensogut zu Hause wie im Reiche des Märchens und der Träume, reich an Humor und reicher an Wit, ein ebenso großer Meister in der Darstellungskunst, wie ein souveräner Beherrscher der Sprache —

*) Sie sind 1871 in 12 stattlichen Bänden gesammelt bei Georg Reimer (Berlin) erschienen.

hat er eine Reihe von Novellen und Märchen gedichtet, welche zum herrlichsten, unvergänglichsten Bestande unserer poetischen Litteratur gehören und den Ruhm ihres Schöpfers über ganz Europa verbreitet haben. Für die Franzosen verkörpert sich auch heute noch vorzugsweise in Hoffmann die deutsche Litteratur. Als Musiker war er kaum weniger begabt, wenn auch weniger glücklich; und sein Verständniß für diese, selbst heute noch von Litteraten und anderen Laien nicht immer angemessen geschätzte Kunst war das denkbar feinste. Im Geistesleben Robert Schumanns und mamentlich Richard Wagners (dessen Vorläufer man ihn mit einigem Rechte nennen darf) spielt Hoffmann denn auch eine ganz hervorragende Rolle; ja, Wagners „Meisterjunge“ stehen ganz auffällig unter dem Einfluß der herrlichen Novelle „Meister Martin der Küfer und seine Gefellen“.

So muß denn der vielbewunderte „Gespenster-Hoffmann“ als eine, auch in der schöpferisch anregenden Wirkung auf andere Geister höchst bedeutsame Persönlichkeit angesehen werden, als ein Künstler, dem es gelang, im anspruchslosen Gegensatz zu den gräcifirenden „Klassikern“ original-deutsche Meisterwerke zu schaffen, ohne in die frömmelnde, mittelalterlich deutschtümelnde Verfahrenheit und gestaltenlose Zerfloffenheit der ihm nahestehenden Romantiker zu verfallen.

Auf ein anderes Gebiet und viele Stufen abwärts führt uns der jüngere Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Er wurde am 18. November 1768 eben-

falls zu Königsberg geboren und ist bemerkenswerterweise ausschließlich Dramatiker, wozu ihn eine lebhaftere, nur leider auch allzu ausschweifende Phantasie und eine durchaus ungewöhnliche Herrschaft über die Sprache zu befähigen schienen. Trotzdem gelang es ihm nicht, in dieser Kunst wahrhaft Großes, Dauerndes zu erreichen. Er ist oft strenge verurteilt worden; und Gervinus bezeichnet es geradezu als „einen Fluch für unsere protestantische Bühne, daß dieser Mann aus dem Schoße des Segens und der Gnade heraus uns diese heidnischen Stücke vom alten Fluche spenden und mit seinen Nachtgewalten und Dämonen Gefühl und Verstand unserer Dramatiker berücken mußte“. Aber wenn auch Gervinus in seiner durch angeborene Oberflächlichkeit mit bestimmten Abneigung gegen die litterarischen Ostpreußen (bespöttelt er doch sogar einmal den „Ehrgeiz“ Herders, sein „verschricenes Bötien in besseren Ruf zu bringen“!) ein schroffes und natürlich vielfach ungerechtes Urtheil über Zacharias Werner fällt, so dürfte das noch lange kein Grund für den sehr viel unbedeutenderen Wilhelm Scherer sein, so „schneidig“ mit dem ostpreussischen Dramatiker umzuspringen, wie er es in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur“ zu thun beliebte. Werner darf mindestens als der nach Schiller und Kleist bedeutendste Dramatiker unserer klassisch-romantischen Epoche gelten; denn das breit angelegte Drama „Die Söhne des Tals“, sein erstes, gehaltreichstes und bestes Werk, überragt die Dramen seiner Zeitgenossen und spä-

terer Dramatiker wie Kaupach, Müllner und Zimmermann weit. Doch dies Werk würde nicht ausgereicht haben, ihm einen dauernden Namen zu verschaffen, den man ihm trotz alledem und alledem nicht wird vorenthalten dürfen, und zwar deshalb nicht, weil auch er als rechter Ostpreuße ein Pfadfinder und Vorgänger war. In dieser Eigenschaft gelang es ihm, seine Zeitgenossen mit sich fortzureißen; er schuf den einst vielgefeierten und im Gedächtnis der Nachwelt haften gebliebenen „Vierundzwanzigsten Februar,“ der bekanntlich eine ganze Gattung von Dramen, die „Schicksalstragödien“, hervorrief. Otto Brahm hat nun wol überzeugend nachgewiesen, daß Werner bis zu einem gewissen Grade durch das Moritzische dem Lillo nachgebildete Trauerspiel „Blunt oder der Gast“ (1780) zu seinem weltberühmt gewordenen Trauerspiele angeregt wurde*); aber diese Anregung ist unbedeutend, denn Werner schuf in jedem Fall etwas an sich neues, was Brahm auch gebührend hervorhebt. Brahm ist überhaupt, im Gegensatz zu Gervinus und Scherer, ein fast begeisterter Lobredner des vielverleumdeten Dramatikers; und ich mag es mir nicht versagen, an Stelle meines eigenen Urteils, einige Sätze aus der Brahmischen Beurteilung hier wiederzugeben:

„Wenn man Werners ‚Februar‘ mit ‚the curio-

*) Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Schicksalstragödie (Schnorrs „Archiv“ IX. Bd. S. 207—24).

sity' (Villo) und ‚Blunt‘ vergleicht, so wird eines sofort in die Augen springen, wie sehr Werner seine Vorgänger an dichterischer Kraft übertrifft, wie groß die Kunst ist, mit der er es versteht, das Grauen zu erwecken, die Nerven, auch des Unempfänglichsten, anzuspannen und aufzustacheln. Die Stimmung in dem kleinen Drama ist eine geradezu unvergleichliche, und es gewährt einen wahren Genuß, zu sehen, mit welcher künstlerischen Weisheit Werner die Motive seiner Vorgänger zu verwerten, welche Effekte er mit ihnen zu erzielen weiß.“

Selbstverständlich vermeide ich es, hier auf dieses kleine, in seiner Art höchst merkwürdige und jedenfalls doch einmal vorbildlich gewesene Werk besonders einzugehen, umsomehr, als die Richtung, die Werner mit ihm einschlug, trotz alles an sie gewandten künstlerischen Raffinements doch ein wenig vom Pfade wahrer Kunst ablenkte und auch längst überwunden ist, obgleich sie neuerdings wieder zu spuken beginnt und zwar in — Henrik Ibsens „Wildente“.

Dem Romanschriftsteller Hippel, dem Novellisten Hoffmann und dem Dramatiker Werner schließt sich nun der am 11. Dezember 1783 zu Tilsit geborene Max von Schenkendorf als Lyriker an. Ich habe freilich nie allzugroße Sympathie für diesen im eigentlichen Sinne christlich-religiösen Dichter empfunden; aber es gibt auch heute noch viele Kreise im deutschen Vaterlande, die mit liebevoller Festigkeit an ihm hängen. Er

ist in seinen Gedichten nach ostpreussischer Art zwar voll musikalischen Wohlklanges, aber nicht übermäßig hervorragend und erscheint nur dadurch wieder bemerkenswert, daß er als erster für die Erneuerung des deutschen Kaiserreichs in begeisterten, wenn auch meist unklar gedachten Liedern die Stimme erhob; was ihm von Rückert bekanntlich den Ehrennamen „Kaiserherold“ eintrug.

Mit Schenkendorf schließt die Reihe der ostpreussischen Dichter ab, welche der großen Litteraturepoche angehören. Der Lyriker und Epiker Friedrich August von Heyden, der zwar schon 1789 geboren wurde, gehört bereits der Übergangsperiode an und ist trotz bedeutenden Talentes wenig hervorgetreten. Der 1821 geborene E. W. Ackermann darf hier auch nur flüchtig erwähnt werden; er war ohne Zweifel ungewöhnlich beanlagt, starb jedoch zu früh (1846), um diese vielverheißenden Anlagen recht entfalten zu können. Dagegen ist Benno Dulk wieder eine der merkwürdigsten originellsten Gestalten der deutschen Litteraturgeschichte — ein von feurigem Patriotismus erfüllter Freigeist, ein exzentrischer, aber zugleich tief besonnener Kopf, der eine Art von Religionsstifter wurde und schließlich als bedingungsloser Socialist endete. Er war am 17. Juni 1819 zu Königsberg geboren und richtete seine künstlerischen Bestrebungen frühzeitig und ausschließlich auf das Drama. Große Eigenschaften darf man den bedeutendsten seiner Werke nicht absprechen — namentlich „Simson“ und „Jesus der Christ“ gehören zu den her-

vorragendsten Schöpfungen nicht nur der Übergangszeit, sondern der dramatischen Litteratur Deutschlands überhaupt. Ihm schwebte das Ideal einer Volksbühne vor, dem man neuerdings in Deutschland ein großes, nur noch etwas unklares Interesse entgegenbringt, und das vielleicht in Zukunft einmal erreicht werden wird. Diese Zukunft wird dann wol auch seinem großartigen „Jesus“ gerecht werden, einer Menschheitstragödie ohne jeden banalreligiösen Charakter. Groß und originell ist hier namentlich die Motivierung, die er dem Verrat des Judas gibt — Geibel hat sie später für seinen „Judas Scharioth“ freundschaftlich verwertet.

Als Sprachkünstler steht Benno Dulk auf der Höhe der Meisterschaft; und vor seinem kongenialen vielseitigeren Zeitgenossen Friedrich Hebbel, der berühmter geworden und in seiner „Maria Magdalena“ auch der größere dramatische Künstler ist, hat er den weitumspannenden Geist, das glutvolle Herz und die harmonischer geordnete Persönlichkeit voraus. Aber trotz alledem ist er für unsere Litteratur nicht von hervorstechender Bedeutung; und der Erfolg hat ihm auf keiner Bühne gelächelt.

Desto glücklicher war sein Altersgenosse, der Insterburger Wilhelm Jordan, als Epiker. In diesem Dichter tritt uns wieder die ganze, für unsere Litteratur so segensreich gewordene ostpreussische Eigenart vollgereift entgegen. Ein fest in sich ruhender Charakter schlägt er auf der Höhe seines Lebens mit zielbewußter

Sicherheit neue Bahnen ein, verfolgt sie, unbeirrt durch abratende Stimmen der Zweifelsucht, und bereichert so unsere poetische Litteratur mit einer Kunstschöpfung, die ihres gleichen sucht. Anfangs scheint er noch etwas unsicher herumzutasten. Er dichtet sein großes, schwer zugängliches Mysterium „Demiurgos“ — das bedeutendste philosophisch-politische Gedicht=Drama unserer Litteratur, ein Kunstwerk im größten Stil, aber doch nicht eigentlich neu in Form und Wesen; daneben verfaßt er lyrische Gedichte und Dramen, die an sich wol zu den hervorragendsten Erscheinungen ihrer Zeit gehören, aber ebenfalls noch nicht den neuschöpferischen Künstler ahnen lassen. Dann geht ihm endlich der Plan zur Neudichtung der „Nibelungen“ auf; er sammelt alle Kräfte seiner Mannesjahre für dieses eine gewaltige Werk und legt es vollendet gerade zu der Zeit in die Hände seiner Nation, als diese die längst ersehnte Einheit und politische Machtstellung sich im blutigen Streite errungen hat. Und nicht genug, daß er als ein moderner Homer sein gewaltiges Epos zu Papier bringt, nein — des mündlichen Vortrags im höchsten Grade mächtig, erweckt und erneuert er zugleich das untergegangene Rhapsodentum, durchzieht die ganze Welt und zwingt sie in den Bann seiner herrlichen, in den modernen Litteraturen aller Völker ganz einzig dastehenden Dichtung, bei der Gelegenheit als ein nachdenklicher Mann zugleich das große Kunstgesetz Homers entdeckend, um es beim Bau seines „zeitendurchdauernden

doppelten Domes“ bewußtvoll anzuwenden. Man hat sich vielfach mit dieser, wie man meint erzwungenen Neuschöpfung der „Nibelungen“ nicht einverstanden erklärt, und die Richard Wagner-Parteigänger scherzten gern über den „Litteraten“, der sich erkühnt hatte, dem „Meister“ ins Gehege zu kommen und als epischer Nachtreter dem Dramatiker es gleich zu tun. Ich habe hier nicht zu entscheiden, ob diese epische Neubelebung einer Dichtung, die in einer der unseren so fernliegenden Zeit und ihrem Ideenkreise wurzelt, Lebensberechtigung hat oder nicht, ebensowenig, ob Jordan den richtigeren Weg eingeschlagen, als Wagner, mit dessen in einem ganz anderen Sinne geschaffenen und nur einige Motive des alten Nibelungenliedes verwertenden Tetralogie das vierbändige, breit sich entwickelnde Epos überhaupt gar nicht zu vergleichen ist. Das Werk liegt als etwas in seiner Art und für unsere neue Litteratur ganz einziges vor und hat den weitreichenden Beifall der Nation gefunden*) — ich meine, das wird auch der Gegner der Alliteration, des primitiven Hebungsverfes und der literarischen Altertümelei gelten lassen müssen. Zudem sind die „Nibelunge“ Jordans in jedem Fall schon wegen der in ihnen zur Geltung gebrachten, geradezu Staunen

*) Jordan hat es im Laufe der Jahre nicht nur in 250 Städten des halben Erdenrundes vor etwa 700 000 Zuhörern mit nie versagendem Erfolge selbst vorgetragen, es ist auch als Buch in weit über 100 000 Exemplaren zur Verbreitung gekommen.

erregenden Sprachkunst des Dichters ein poetisches Litteraturdenkmal ersten Ranges; und nicht weniger wird man es allezeit zu bewundern haben, wie Jordan es verstanden hat, die Darwinistische Weltanschauung in den uralten Stoff hineinzuverweben, ohne die geistige Einheit des Werkes dadurch zu zerstören. Eine gewisse bewußtvolle Familientüchtigkeit läßt sich allerdings in dem Jordanischen Epos wahrnehmen, aber sie wird niemals aufdringlich und ist überall künstlerisch geadelt.

Nach Vollendung dieses Hauptwerkes lenkte Jordan wieder in die Richtung seiner litterarischen Frühzeit ein. Er dichtete das graziose, viel gespielte Verslustspiel „Durchs Ohr“, sammelte die tiefsinnigsten und schönsten seiner lyrischen Gedichte in den „Andachten“, die allein schon dem Dichter ein Anrecht auf den unverwecklichen Lorbeer gewähren, schuf dann die beiden hochstehenden Romane „Die Sebalds“ und „Zwei Wiegen“ und das reizende Poem „Feli Dora“, vereinigte seine gehaltvollen Episteln und Vorträge zu einem Bande und stellte schließlich seiner ausgezeichneten Homer-Übersetzung die Verdeutschung der „Edda“ zur Seite. So bildet die Produktion dieses großen Ostpreußen ein weitumfassendes Bild, das in der Ruhmeshalle unserer poetischen Litteratur zweifellos einen Ehrenplatz beanspruchen darf und erhalten wird.

Eine, wenn auch weniger aufragende, so doch in hohem Grade Achtung gebietende Persönlichkeit ist der 1831 zu Insterburg geborene Ernst Wichert. Als

Lustspieldichter hat er sich alle Bühnen des Vaterlandes erobert, und auch seine vaterländischen Schauspiele würden bekannter und geschätzter sein, wenn unsere Theater nicht so viel ausländische Kostbarkeiten und noch mehr einheimischen Possenshund verbrauchten. Seine Romane und Novellen sind zum Teil höchst erfreuliche Leistungen, und in den „Littauischen Geschichten“ setzt er seiner Kunst ein bleibendes Denkmal. Er ist in diesen Schöpfungen, wie dies Otto Neumann-Hofer in einem Aufsatz über Wichert treffend festgestellt hat, ein „sorgfältiger, eifriger, etwas nüchterner Beobachter, der die entscheidenden Charakterzüge seiner Gestalten zu finden weiß und der rücksichtslose, wahrhaftige, tiefernste Litterat, der das, was er gefunden hat, niederschreibt, mag es ihm und den anderen gefallen oder nicht.“ Es macht übrigens den Eindruck, als ob Wicherts Talent aus äußeren Gründen nicht zur vollen Entfaltung gelangt ist — wenigstens erscheint er von allen hervortretenden litterarischen Persönlichkeiten Ostpreußens als die am schwächsten profilierte. Das erklärt sich vielleicht nicht nur daraus, daß Wichert trotz alles litterarischen Ehrgeizes ein sehr pflichtgetreuer, übermäßig arbeitsamer Beamter sein wollte und ist, sondern vielleicht noch mehr daraus, daß er zu lange die Luft Ostpreußens geatmet hat. Diese Luft ist gesund, namentlich auch für Nicht-Ostpreußen. Männer, wie Heinrich von Kleist, Eichendorff, Richard Wagner, Rudolf Gottschall, Felix Dahn (der sich erst während seines fast zwanzigjährigen Aufenthaltes in Königs-

berg zu dem vielgefeierten Schriftsteller entwickelte) und andere mehr liefern den Beweis dafür. Aber es scheint, daß ein wechsellös anhaltendes Genießen derselben die schöpferische Kraft des Dichters beeinträchtigt. Alle die großen litterarischen Gestalten Ostpreußens haben sich auswärts eine Heimat gesucht; selbst die seßhaftesten, Simon Dach, Hamann und Hippel, nahmen zeitweilig ihren Wohnsitz im Auslande oder in anderen Provinzen ihres Vaterlandes und verschafften ihrer Seele dadurch eine anregende Abwechslung der Eindrücke. Wichert war fast ein Sechziger, als er Ostpreußen verlassen durfte — das mag sich an ihm gerächt haben. Hoffen wir, daß in Berlin, wo man ihm jetzt bereitwillig einen Ehrenplatz eingeräumt hat, seinem Talent noch ein fruchtreicher Herbst beschieden werde.

Auch Robert Schweichel, der 1821 zu Königsberg das Licht der Welt erblickte, nimmt als Verfasser des „Falkners von St. Vigil“, des „Bildschnitzers von Achensee“, des „Artschwingers“ und anderer Romane und Novellen einen ehrenvollen Platz in der zeitgenössischen Litteratur ein; und Gregor Samarow (Dskar Meding), der ebenfalls in Königsberg (1829) geboren wurde, hat mit seinen interessanten, wenn auch vielfach bemängelten Zeitromanen bekanntlich fast zwei Jahrzehnte hindurch das deutsche Lesepublikum in Spannung gehalten.

In ganz besonders hohem Grade hat jedoch neuerdings der noch verhältnismäßig jugendliche Hermann Sudermann (geboren den 30. September 1857) die

Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen erregt — mit ihm nimmt die Beteiligung der Ostpreußen an der Litteratur einen neuen, das Höchste verheißenden Aufschwung; wenigstens ist er unter den Jüngeren seiner Landsleute der erste, welchem es geglückt ist, von der Gunst der Kritik und des Publikums getragen, zur allgemeinen Geltung zu kommen. Neben ihm ist nur noch Arno Holz (1863 geboren) im engeren Kreise zu einigem Ansehen gelangt; er ist ein origineller, sprachgewaltiger Dyrker und kann vielleicht in Zukunft ein bedeutender Dramatiker werden.

Wenn ich jetzt noch, freilich nach ostpreußischer Art etwas ungalant spät, der geistvollen Romanschriftstellerin Fanny Lewald, der feinsinnigen „Seelenbiographin“ Marie von Olfers, der schnell beliebt gewordenen Marie Bernhard (Bernhard Frey), der gediegenen, leider bereits verstorbenen Emma von Twardowska (E. Hartner) gedenke und schließlich auf den berühmten Geschichtschreiber der Stadt Rom, den Reidenburger Ferdinand Gregorovius, und den geistreichen Verfasser der „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“, Ludwig Friedländer, hinweise, so glaube ich den ganzen Kreis der schöpferischen Geister Ostpreußens durchleuchtet zu haben.

Diesen eigentlichen Chorführern stehen aber auch einige zum Teil höchst begabte, vornehme Publizisten und Essayisten zur Seite. Ich erinnere hier nur an den, 1752 zu Königsberg geborenen, vielgenannten Musikschriftsteller Johann Friedrich Reichardt, an den

Satiriker Walesrode, an den berühmten Politiker Johann Jacoby, an den etwas abenteuerlichen Alexander Jung, an den feinen, poesievollen Louis Ehler, an den Kantianer Rudolf Reiche, an den Ästhetiker Hermann Baumgart, an den Pädagogen Eduard Sack, an den Historiker Franz Hipler, an den Kulturhistoriker Alexander Horn, an den Litterarhistoriker Goerth, an den Lexikographen Frischbier, an den Reiseschilderer Passarge und aus neuester Zeit an die Feuilletonisten Gustav Dömpke, Franz Hirsch (der sich auch als Lyriker und Epiker verdient gemacht hat), Emil Krause, Otto Neumann-Hofer, Paul Schlenther, Hermann Tischler (den Redakteur der „Gartenlaube“) und Eugen Zabel.

Überblickt man nun diese nicht eben große, jedoch um so merkwürdigere Gruppe der ostpreussischen Autoren, so wird man es uns Ostpreußen kaum als eine Annäherung auslegen dürfen, wenn wir uns auf das reiche Gut etwas einbilden, welches die deutsche Litteratur von unserer so wenig beachteten und auch in geistiger Beziehung für ziemlich unfruchtbar geschätzten Provinz empfangen hat. Nicht, daß wir uns mit unserem schwerwiegenden Reichthum allzusehr brüsten wollen — denn das liegt nicht eigentlich in unserem Charakter. Wir wissen auch, was andere glücklichere Stämme unseres aufstrebenden Volkes besitzen, und was uns fehlt. Wir bewundern neidlos die herrliche Sangeskunst der Franken, Schwaben, Bayern, Österreicher und

Schlesier. Wir stehen erstaunt vor der kaum übersehbaren Fülle glänzender Namen, welche den Ruhm ihrer Landsmannschaften bilden und den edelsten Ehrgeiz verschiedener Städte, wie Berlins, Hamburgs, Leipzigs, Münchens, Stuttgarts und Wiens, befriedigen müssen. Wir verhehlen es uns nicht, daß wir keinen Walter, keinen Gottfried, keinen Wolfram besitzen, daß kein Goethe, kein Schiller, kein Uhland, kein Mörike auf unserm Boden gewachsen ist. Wir dürfen uns keines Dichters rühmen, der sich den schwermütig-seelenvollen Gestalten eines Hölderlin oder Lenau ebenbürtig erweist. Uns fehlt ein Raimund, ein Heine, ein Reuter. Aber trotzdem zeichnen sich fast alle aufgeführten, bisher kaum recht in Betrachtung gezogenen Ostpreußen durch etwas aus, was all den anderen glänzenderen und holderen Talenten mehr oder weniger fehlt, und was am Ende doch auch in der Litteratur gerade das Entscheidende, das Gewichtvollste ist.

Wol gelten jene berühmten Dichter und Schriftsteller aus den westlicheren Gebieten unseres Vaterlandes uns auch heute noch mit Recht als die edelsten Verkörperungen unserer Litteraturseele — sie sind gesangreich, sie haben uns eine Fülle von lieben Gestalten, von hohen Gedanken und süßen Empfindungen hinterlassen, und fast all unsere reinsten, gehaltvollsten Erinnerungen knüpfen an sie an. Dennoch, wenn man sie genauer prüft, so wird man bekennen müssen, daß sie wol zum Teil große, vielseitige, vollsaftige, auch in

diesem und jenem eigenartige Naturen, aber doch nicht eigentlich Originalgeister, daß sie keine geistesstarken Bahnbrecher und Spender eines neuen Lichtes waren. Der herrliche Hamburger Hagedorn kann zwar für seine Zeit als ein Neuschöpfer auf dem Gebiete der Poesie angesehen werden; aber wir wissen, daß schon Simon Dach in gewisser Beziehung dasselbe geleistet hatte, was Hagedorn 100 Jahre später in umfangreicherem Maße und allerdings mit glänzenderen Mitteln leistete. Uhland hat wol sozusagen die „schwäbische Schule“ gegründet; aber daran knüpft sich nichts Folgenschweres an. Auch Heine, der noch am originellsten erscheint und viele Nachahmer gefunden hat, zeigt doch nur eine besondere Manier, die am Ende gar nicht einmal so viel Besonderes an sich hat und mehr nur in einer ziemlich raffinierten Verquickung von Eigenschaften besteht, welche bereits bei anderen Autoren zu finden sind. Namentlich seine scherzhafte Prosa-Manier, die noch heutigen Tages nachgebildet wird, ist als etwas an und für sich Unbedeutendes bei Lichtenberg und dem Amerikaner Washington Irving vorbereitet.

Und Goethe? — Ich würde mir töricht vorkommen, wenn ich hier noch erst nachweisen oder auch nur besonders hervorheben wollte, daß er, trotz oft bemerkbarer technischer Mängel und eines nicht immer sichereren Sprachgefühls, der größte Künstler der letzten großen, als etwas historisch Abgeschlossenes hinter uns

liegenden Vitteraturperiode Deutschlands ist, daß wir ihm die holdbesten, echtsten Frauengestalten verdanken, welche die Weltlitteratur kennt, daß in einigen Partien des „Faust“, im „Tasso“ und in der „Iphigenia“ die deutsche Sprache zur schönsten, seelenvollsten Entfaltung, zur höchsten Ausdrucksfähigkeit gelangt ist. Aber ich meine, wir dürfen es uns heute schon offen eingestehen, daß er keine im eigentlichsten Sinne selbständige, neuschöpferische, bahnbrechende Persönlichkeit vorstellt. Seinem innersten Wesen nach im Bannkreise der Empfindung stehend, mit einem Anflug von gesunder prosaischer Nüchternheit, war er trotz all seines stark entwickelten Selbstbewußtseins der geborene Abhängigkeitsmensch, der immer der Anlehnung, der Anspornung und Wegweisung bedurfte. Kaum ein anderer Dichter von Bedeutung ist so sehr von litterarischen Anregungen abhängig wie Goethe, der gern davon sprach, daß er nur singen und sagen könnte, wenn ihm das persönlich Erlebte, das in ihm selbständig Erwachsene sozusagen auf den Fingern brannte. In der Jugend beherrscht ihn Klopstock und Gottsched, dann bringt Herder sein ganzes, ein wenig flach erscheinendes Wesen in Aufruhr und weist ihm die Bahnen, auf denen er mit bevorzugtem Glück wandelt. Wieland, Voß und andere haben daneben hervorragenden Einfluß auf ihn gehabt; und Dichtenbergs Schriften liefern ihm nicht nur mancherlei bedeutsame Motive für seine Dichtungen, sondern auch die folgen schwere Anregung zum Naturstudium, das für seine

geistige Entwicklung von so großer Wichtigkeit wurde. In reiferen Jahren geht er bei den Griechen und Römern in die Schule — und so bleibt er zeitlebens Epigone, allerdings ein Epigone mit so reichem Talente, daß er zuweilen genial wird. Wirklich Original ist er jedoch vielleicht nur in den auch heute noch unerreicht dastehenden Gedichten „Der Zauberlehrling“, „Gott und die Bajadere“, „Die Braut von Korinth“ und einigen anderen kleineren Schöpfungen dieser Art. Obwohl er vorwiegend Lyriker ist, so hebt er sich in seiner übrigen Lyrik doch nur unmerklich von einem Hagedorn, einem Höltz ab, die er vielfach bewußtvoll nachahmt; ja wir alle kennen Lieder von ihm, die eigentlich von anderen herrühren sollen, die aber, weil sie ebenfogut von ihm sein könnten, als sein Eigentum gelten. Der „Götz“ ist eine, zwar in manchen Szenen von herrlichster Poesie erfüllte, aber doch unkünstlerisch zerfahrene Nachahmung Shakespeares, die auf die Anregung des Volkstümlichkeitsapostels Herder zurückführt. Diese „Volkstümlichkeit“ selbst lag ihm jedoch so wenig im Blut, daß er nicht nur bald sich entschieden von ihr abwandte, sondern späterhin sogar allem volkstümlich Nationalen und Originalen fast feindselig gegenüberstand. Im „Werther“ wird Wieland nachgeahmt, in „Hermann und Dorothea“ Boß und so fort; denn beinahe für jede Goethische Dichtung läßt sich ein Vorbild nachweisen. Dazu kommt, daß kein anderer Dichter und Schriftsteller der Weltliteratur sich soviel Fremdes an Gedanken und Mo-

tiven angeeignet hat, wie Goethe. Dies wurde bisher nicht beanstandet, ja man machte dem auf diese Weise sehr bequem reich Gewordenen wol gar ein Verdienst daraus. Aber wir sind mittlerweile gewissenhafter geworden und sehen mehr und mehr ein, daß auch ein Künstler uns nur Das geben soll, was ihm wirklich angehört.

Schiller ist, wenn auch als Denker durchaus von Kant abhängig, so doch als Dichter wenigstens bis zu einem gewissen Grade originell und selbständig, schon deshalb, weil er moralisch und geistig sehr viel stärker beanlagt war als Goethe, der ja nicht ohne Grund an den litterarischen Persönlichkeiten seiner Zeit einen gewissen Mangel an Charakter beklagte. In Schiller atmete etwas von dem revolutionären Wesen des Genies — er schrieb „Kabale und Liebe“, schuf sich in reiferen Jahren einen viel nachgeahmten dramatischen Stil und wäre vielleicht, nachdem er dem vorübergehenden Einfluß des dramatisch wenig befähigten Goethe sich entzogen hatte, zu einem bahnbrechenden Dramatiker geworden, wenn ihm der Tod nicht die herrliche Seele frühzeitig gebrochen hätte.

Original ist vielleicht Heinrich Leopold Wagner, der Verfasser der „Kindesmörderin“, die auf Goethes Gretchentragödie ganz unzweifelhaft ebenso bestimmend wirkte, wie eine Hauptfigur des Stückes für den Musikus Miller in „Kabale und Liebe“ vorbildlich wurde. Aber auch diese Originalität ist bescheiden und hat für

die Entwicklung unserer Litteratur wenig zu bedeuten, weil sie von keiner großen Persönlichkeit getragen wurde.

Kozebue und Iffland besitzen wol eine gewisse, nicht immer genügend anerkannte und von unseren antik verbildeten „Klassikern“ sogar böß mißhandelte nationale Eigenart; aber der eine war ein charakterschwacher, trotz aller geistigen Beweglichkeit ideell unbedeutender Schnellarbeiter, und bei dem anderen sucht man nach feineren geistigen Eigenschaften überhaupt vergebens.

So vermiffen wir denn an allen mehr oder weniger großen Litteraturgestalten des mittleren und westlichen Deutschlands die stark ausgeprägte Persönlichkeit, die Befähigung zu einer geistigen Führerrolle.

Wie anders stellen sich dagegen die paar Ostpreußen dem überschauenden Blick des nachdenklichen Betrachters dar! Freilich, es dauert lange, bis in dem weithinaus versprengten Volksstamme sich ein höheres geistiges Leben regt; aber kaum ist es geweckt, so erhebt auch ein echter Dichter seine süß und rein klingende Stimme, um nicht nur die nächsten Stammesbrüder, sondern auch alle anderen, des echten Gesanges längst entwöhnten Volksgenossen mit seinen tief empfundenen, wohl lautreichen Liedern zu erfreuen und religiös zu erheben. So wird der Ostpreuße Simon Dach der lyrische Herold eines neuen Litteraturzeitalters; denn allerdings führt der Weg von Walter zu den Liedersängern Hagedorn, Hölty und Goethe nicht über die Meisterfinger und Pegnitz-

schäfer, nicht über Opitz und auch nicht eigentlich über Fleming, sondern über Simon Dach, den ersten musikalischen Bögling des deutschen Volksliedes. Dann, als die kaum auferstandene, nach langem Schlafe ganz verwandelte, des kindheitsföhligen Gesanges bar und zur Litteratur gewordene Poesie in völlige Zucht- und Geschmacklosigkeit zu verfallen droht, ist es der Ostpreuße Gottsched, der wieder Zucht und Sinn für Einfachheit und Natürlichkeit in das wüste Chaos bringt; er stellt zugleich das Muster für die Litteratursprache fest und begründet die moderne deutsche Schaubühne. Was er angebaut, entwickeln und bereichern Hamann und Herder; sie adeln die wieder verständig und regelrecht gewordene Litteratur durch ihren mächtigen Einfluß zu einer Litteraturpoesie, welche sich ihre Kraft aus der Volkspoesie schöpft. Ihnen zur Seite geht Kant, der erste wahrhaftige deutsche Philosoph, dem bis auf den heutigen Tag kein ebenbürtiger gefolgt ist. Wol besitzen wir viele Philosophieprofessoren und viel unständliche philosophische Systeme, aber keinen zweiten Philosophen, der mit Kant irgendwie zu vergleichen wäre. Auch Schopenhauer kommt ihm nicht nahe; er ist mehr ein geistvoller, vielbelesener Schriftsteller als ein Philosoph. Nur Lichtenberg darf man neben Kant nennen; er war, wenn Hamann der „hellste Kopf seiner Zeit“ genannt werden konnte, der „klarste, tiefstblickende Kopf seiner Zeit“. Aber seine Lebensarbeit ist zu wenig umfangreich; und so macht er neben Kant mehr den

Eindruck eines Privatphilosophen, von dem die Welt kaum irgend welche Einwirkung erfahren hat.

Der Lichtenberg geistig nahe verwandte Hippel schreibt alsdann den ersten deutschen humoristischen Roman, während Hoffmann, als die originellste Gestalt der deutschen Litteratur, mit überreich quellender Phantasie und vollendeter Kunst die moderne Novelle schafft. Zacharias Werner wird der Urheber und größte Vertreter der „Schicksalstragödie“, welche der deutschen Nation ein Vierteljahrhundert lang den Atem versetzt; und selbst kleinere Persönlichkeiten wie Willamow und Schenkendorf, sind in ihrer Weise bemerkenswerte Vorgänger: Progonen. Auch in dem eigentlichen Epigonenzeitalter hebt sich noch der herrliche Recke Wilhelm Jordan empor; er schafft uns aus dem alten Nibelungenliede das moderne kunstreiche Nibelungenepos, bildet sich aus dem Darwinismus eine Weltanschauung und erfüllt mit ihr seine Kunst.

Wenn wir das alles in Betrachtung ziehen, so erkennen wir, daß gerade die Ostpreußen fast überall Bahnbrecher und vorbildliche Geister sind, von denen der größte, weiterführende Einfluß in unserer Litteratur ausgegangen ist. Wie Ostpreußen nach seiner geographischen Lage den Kopf Deutschlands vorstellt, so darf es auch in Beziehung auf die Litteratur als das eigentliche Haupt-Land angesehen werden. Auf diesem sterilen Boden sind nicht nur die für unser gemeinsames Vaterland bedeutungsvollsten politisch grundlegenden Entschlüsse

und Handlungen ans Licht getreten, sondern auch die vornehmsten, wichtigsten Individualitäten unserer neueren Litteratur.

„Klar und wahr“ — das könnte man als Bezeichnungsspruch für die litterarische Gruppe Ostpreußens gelten lassen. Ihre Vertreter haben stets gewußt, was zu tun, was nötig war; sie sind immer dem litterarischen Komödiantentum, der litterarischen Phrase abhold gewesen. Daher hat es in Ostpreußen viele Original-Naturen gegeben, aber niemals ein zerfahrenes „Original-Genie“. Daher tobte hier nie das Geschrei der „Stürmer und Dränger“; aber ein Herder stand dieser durchaus folgenlosen litterarischen Kinderduselei männlich ablehnend gegenüber. Daher war es nie Gebrauch bei den litterarischen Ostpreußen, mit Schlagworten um sich zu werfen, die so viel bedeuten sollen und im Grunde doch nichts anderes sind, als Deckmäntel für ohnmächtige Talente, die günstigsten Falles etwas hervorbringen, was schon zehnmal dagewesen ist. Die Ostpreußen haben sich nie als „Realisten“, „Idealisten“ oder „Naturalisten“ oder „Symbolisten“ oder sonst etwas der Art ihren Zeitgenossen aufgedrängt, sich nie für solche Wortspielereien ereifert, um darüber die fruchtbare künstlerische Arbeit zu vernachlässigen; und selbst wo einer von ihnen (wie etwa Arno Holz) äußerlich zu einer Schlagwortpartei zu gehören scheint, da gehört er nicht als Wortheld, sondern als ernst strebender Künstler zu ihr.

Wie die Ostpreußen alles ernst nehmen, so auch die Litteratur. Deshalb ist ihre Zahl so klein und das Gewicht der meisten von ihnen so groß. Grundsätzliche Vielschreiber sucht man bei den Ostpreußen vergebens; denn auch ein Gregor Samarow ist noch sehr wesentlich von einer Luise Mühlbach, einem Ketchiffe unterschieden. Er begann erst zu schreiben, als er ein Leben an reichsten, persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen hinter sich hatte, und in den besten seiner sozialen und historischen Romane ist eine Fülle wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeit enthalten, welche den Beurteilern seiner Zeitromane doch wol Achtung einflößen sollte. Das Meer der unser geliebtes Vaterland weithin überschwemmenden Litteraten aber hat kaum dann und wann einen Ostpreußen zu verzeichnen. Auch die kleinsten von ihnen sind bestrebt, etwas Ehrliches, irgendwie Bedeutsames oder Wohltätiges zu leisten.

Eigen aber ist ihnen allen oder doch fast allen (denn es steht natürlich nicht jeder Ostpreuße auf gleicher Höhe, und nicht jeder von ihnen geht seines Weges auf derselben Straße) die vollkommenste Herrschaft über die Sprache, zu deren Entwicklung sie viel beigetragen haben, und ein stark hervortretender Zug zum Drama. Schon Simon Dach (der 1690 in seiner akademischen Antrittsdisputation den Satz verteidigte, daß ein Trauerspiel auch einen fröhlichen Ausgang haben, d. h. zu einem Schauspiel im modernen Sinne ausgestaltet werden könne) lenkte seine Bestrebungen auf die dramatische

Kunst; und sein 1644 entstandenes Schäferspiel „Corbuisa“ gehört zweifellos zu den besten Erzeugnissen dieser weltweit von uns abliegenden Gattung. Gottsched war wol nicht eigentlich ein schöpferischer Dramatiker, brachte jedoch dem Theater die fruchtreichste Leidenschaft entgegen, während Herder sich, allerdings durchaus erfolglos, in seinem „gefesselten Prometheus“ und in „Admetus Haus“ darum bemühte, daß griechische Scenenspiel auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Hippel und Hoffmann bemühten sich um den Lorbeer des Lustspiel dichters; Zacharias Werner errang sich einen Kranz als Tragiker, der dem merkwürdigen Benno Dulk versagt blieb, während Wilhelm Jordan und Ernst Wichert sich sowol im Lustspiel als auch im Schauspiel als ebenso fruchtbare wie Achtung gebietende Meister bewährten. Und daß dieser Zug zum Drama dem Nachwuchs nicht verloren gegangen ist, davon legen Hermann Sudermann und Arno Holz ein sprechendes Zeugnis ab.

Das alles aber ist nicht ohne tiefere Bedeutung und weist zweifellos darauf hin, daß es gerade dem niederdeutschen Stamme der Ostpreußen beschieden sein wird, eine hervorragende Rolle in der Fortentwicklung unserer Litteraturkunst zu spielen.

Erleben wir es doch in unseren Tagen, da sich eine neue Litteraturepoche ankündigt, daß wieder ein Ostpreuße es ist, der als Dramatiker die Blicke der ganzen Welt auf sich gelenkt hat: Hermann Sudermann,

ein Talent, das nicht nur durch leuchtenden Glanz und ursprüngliche Kraft sich auszeichnet, sondern auch durch eine charakterstarke Neigung zur sittlichen Noblesse. Nun mag man dort und hier noch so wenig geneigt sein, in das übertriebene Lobgeschrei einzustimmen, das eine freundschaftlich gesinnte Kritik ihm spendet — für einen bedeutungslosen Zufall wird man es trotzdem nicht halten dürfen, daß gerade dieser Ostpreuße mit einem Riesenschritt den Gipfel des (möglichenfalls vergänglichen) Ruhmes erklommen hat.

Und Sudermann wird nicht der Letzte bleiben, dem es gelungen, der ostpreussischen Geistesart einen Weg zum Herzen der Nation zu bahnen.

Ja, es ist nicht unmöglich, daß der „kommende Mann,“ der zunächst noch „heimliche Kaiser“ unserer neu aufstrebenden Litteratur aus dem Ostlande hervorgehen wird als ein revolutionierender Denker und Künstler, als ein Kämpfer, Sänger und Bildner. Denn gegen Vieles ist im deutschen Vaterlande zu kämpfen; eine unseren vorwärts drängenden Volksgeist fast erdrückende Fülle von überkommenen litterarisch-ästhetischen Vorurteilen muß erst vernichtet werden, wenn die Bahn für unser nationales Schrifttum frei werden soll. Der Ostpreuße aber, der zu diesen Herkulesthaten berufen sein sollte, wird auch nicht vergessen, daß die erste litterarisch bedeutende Persönlichkeit seines Heimatlandes ein empfindungs- und gesangreicher Dyrker war, und daß dieser

lyrische Zauber ihm ebensowenig wie des Dramenbildners geistesmächtige Kraft fehlen darf.

* * *

Als die deutsche Poesie das Glück ihrer Kindheit genoß, da schlummerte freilich der ostpreussische Volksstamm noch; es dauerte lange, bis er heranzuwuchs und zu geistiger Kraft kam. Aber was langsam reift wird gut und hält lange vor — diese Wahrheit scheint sich auch bei den Ostpreußen bestätigen zu sollen. Als die deutsche Litteratur in das reifere Jugendalter zu treten begann, da waren die Ostpreußen bereits erwachsene, selbständige Leute geworden und konnten als Führer und Förderer, als Befruchter und neues schaffende Meister auftreten. Und jetzt — da wir Deutsche endlich in das litterarisch-künstlerische Mündigkeitsalter eintreten? Wird auch diese Epoche von charakterstarken mannhaften Ostpreußen ihr Gepräge erhalten? Wer weiß? Aber die Sonne geht immer noch im Osten auf.



Werke von Eugen Reichel.

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. 3 Mk.
(Vergriffen.)

Schlichte Gedichte.

Heft I. 0,60 Mk. Heft II. 1 Mk.

Antigone.

Tragödie in fünf Akten.

1,50 Mk.

(Diese Dichtungen sind unter dem Pseudonym: Eugen Leyden erschienen.)

Verlags-Magazin in Zürich.

Behn Jahre. Dichtungen.

6 Mk.

Carl Konegen in Wien.

Shakespeare-Litteratur.

8,50 Mk.

Aus dem Leben. Novellen.

3,60 Mk., eleg. geb. 4,80 Mk.

Lebensbilder. Neue Novellen.

4 Mk., eleg. gebd. 5 Mk.

Ad. Bonz & Comp. in Stuttgart.

Biblioteka Główna UMK



300049089015

1929/30: 492.

Biblioteka Główna UMK



300049089015